

Föhn

Autor(en): **Heim, Jost**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 12

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-639447>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Föhn

Skizze aus den Bergen von Jost Heim

Andreas Zurbuchen hatte sich eben ächzend auf sein Lager geworfen — da brach der Föhnsturm los.

Seit Tagen lastete erdrückende Stille auf seiner braungebrannten Berghütte, sie lag ihm schwer und atemraubend wie noch nie in den dürren Gliedern und vor allem das Herz — keinem Menschen hätte er sagen können, wie es ihn die Nächte bedrängt hatte. Wild schlug es und hämmerte wie Sturm, daß er aussprang, sich an den Balken festklammerte — und wieder war es, als verstummte sein Schlag und hellwach hörte er in die werdende große Stille hinein. Aus dieser Stille aber wuchs Angst, sie kroch aus irgendeiner Tiefe und krallte sich über den ganzen Körper fest. Erdrückend lastete sie auf Andreas — oh, so große Angst! —, daß ihm alles vor den Augen verschwamm, Lichter tanzten irr, und löste sich dieser Angstzustand wie weggeblasen auf, lag Andreas schwer atmend, die grause Angst noch in weiten Augen, auf seinem dürftigen Lager.

Mühsam tastete er sich hoch, hin zum Fenster und riß zitternd auf. War es denn Wirklichkeit?

Da stunden hoch die weißen Berge. Die Berge, die er alle kannte. Da lagen unter seiner Hütte andere Hütten. Stephan Schranz, sein Nachbar, hatte noch ein Licht brennen — ja, ja, das war schon ganz richtig. Und eben überfiel es ihn wieder — Andreas krallte sich am Fensterholz fest. Als würde mit einer Nadel ins Herz gestochen, zuckte es auf, begann zu rauschen und war dann wie ein großes dumpfes Stillstehen.

Seit Tagen aber hatte sich kaum ein Astchen der drei großen Bergtannen, die Zurbuchens schindelbedeckte Hütte umstanden, bewegt. Eine große Stille war über den Bergen. Weiß ragten sie, und über ihnen hing der Himmel voll von weiß-grauen unbewegten Wolfenscheitern. Aufreizend und zugleich bedrückend brütete Wärme in der Luft. Sie schlich um die Berge, hockte über dem Tal und den vielen Berghäusern, sie lastete auf Zurbuchens Herz und bedrängte es, tückisch und still.

Wie nah und klar die Berge stunden — leuchteten nicht die weißen Felder wie drohend über dem Tal — drohte nicht ebenso der schwarz-blaue Wald? Felschatten warfen verzerrte Flächen und über dem Tal lastete diese Schwere, die den Schlaf raubte, das Herz zu wilden Sprüngen trieb, daß lähmende Angst wie mit Krallen um sich griff.

Andreas Zurbuchen zog einen Schemel herzu und setzte sich ans Fenster. Die Arme legte er auf das rissige Holzfensterbrett. Wirr hingen ihm lange, weiße Haarträhnen in das zerfurchte, braungebrannte Bergergesicht. Wind und Wetter hatten es zerklüftet, wie sie die Felsen zerklüfteten. Bergsonne hatte es braun gebrannt, wie sie die Holzhäuser der Berge braun brennt. Die Jahre zogen tiefe Furchen, die sich um den Mund wanden wie wilde Bergschluchten; aus ihnen aber sproßten wirre graue Barthhaare, wie zerzauste Tannen sich in steinigem Bergkrachen festklammern. Ein hartes, schweres Leben raubte den Augen den Glanz der Frische: Matte, kleine Lichter wurden es, fast zugedeckt von weiß-grauem Haargewächs. Auf dem Fenster Sims lagen große braun-schwarze Berglerhände — die Helle der Nacht vergrößerte die blauen Adern gespenstig. Die hohen Gipfel aber stunden nah, erdrückend nah — wie warm doch diese Bergluft war, dunstig warm, daß es sich wie mit Bentnergewichten auf die Brust legte.

Schweigend saß Andreas am Fenster, und es war nicht zu sagen, ob er noch lebe — wie leblos ruhten die großen Berglerhände auf dem rissigen braunen Holz. Die Augen aber stunden weit und gingen in Vergangeneiten — die Berge aber stunden nah und über dem Tal hockte die Vorschwüle des Föhnsturms.

Und da! — da schlug sein Herz wieder diesen rasenden Taft, um die weißen Berggipfel sah er Feuerfunken tanzen, irr

als würden sie hohnlächelnd nach ihm stechen. Wie im Krampf klammerten sich seine Finger ins Holz.

Im unbeholfener Verwirrung strich sich Andreas Zurbuchen durch das lange zerzauste Haar. Dieser Föhn! — vierzig Jahre waren es nun her, da war auch eine solche Nacht gewesen. Alle hatten sie gewußt, daß er losbrechen werde, der wilde Föhn. Gegen den Abend war er hochgestiegen, eine halbe Stunde Wegs, zum kleinen Bergstall, in dem er seine Kühe stehen hatte. Seine junge Frau hatte ihm nachgerufen, daß er sich beeile und alles gut schließe. Da brach er los — ein wilder Sturm, der stürzte sich von den Bergen herunter, wirbelte durchs Tal, prallte an die Berghütten, riß Dächer hoch und drehte schwere Tannen wie in fröhlichem Tanz, daß sie splitternd zerbarsten und zu Boden krachten.

Andreas ward vom Föhn auf dem Heimweg überfallen. Ein Heulen hub an in den Lüften, das segte wie ein wildes Heer über den Bergkamm und hätte ihn beinahe mitgerissen, bis er sich schützend hinter einem Felsstück verbarg. Der Föhnsturm aber heulte und tobte, er schlug zusammen, riß auseinander. Er heulte und schrie durch die Berge, stürzte zu Tal — und da riß er das Schindeldach des Andreas Zurbuchen hoch — er packte seine junge Frau, die in Angsten nach ihm Ausschau hielt — er packte sie, warf sie hin und erdrückte mit Holz und Steinen das junge Leben. Nachbar Schranz riß er den Bergstall zusammen als wäre er ein Kartenhaus und die zwei Kühe, die es ihm nicht erschlug, stürzten in sinnloser Angst über Felsen zu Tode.

Seit Menschengedenken war das die furchtbarste Föhnnacht für die Leute am Berg — nun aber hockte die Vorschwüle des Sturms über dem Tal.

Seit vierzig Jahren lag sie nun auf dem Friedhof im Tal unten, seine junge Frau. Er aber hatte das Dach wieder aufgebaut, legte noch schwerere Steine auf die Holzschindeln — um den Mund aber grub ihm der Föhn eine herbe Bitternis. Jede Woche besuchte er das Grab auf dem Friedhof, strich etwa mit zitternder Hand über den grauen Stein und war es ihm die ersten Jahre immer wieder heiß und brennend in die Augen gestiegen — bald war das nicht mehr und sein großes, buntes Tuch hätte ruhig daheimbleiben können. Die Augen aber starrten stets abwesend — in sein Gesicht fraß sich das Leben ein.

Das waren nun vierzig Jahre — die Berge stunden weiß in der hellen Nacht, dunkel und reglos ragten die Tannen um seine Hütte. Weiß-graue Wolfenschleier dämpften die Helligkeit der Mondnacht — in der Luft aber drückte Föhn.

Und da war das Herz — es schlug! hämmerte! — warf Funken in sein Gesicht und trieb das Blut, daß es wie Feuer brannte. Mit einem dumpfen Laut riß sich Andreas Zurbuchen hoch, die Lippen stunden halboffen — Luft! — Luft! — oh, wie doch das Herz schlug und hämmerte. Vom Fenster weg schleppte er sich durch die Stube und warf sich ächzend auf sein Lager, — da brach der Föhnsturm los.

Ein leises Lispeln begann, eine kleine Bewegung in den Ästen der Tannen, die um seine Hütte standen. Ein ganz fernes Singen hob an; das stieg von den weißen Bergen herunter — es schwoh an, ward stärker — begann zu heulen — dann aber war's ein wilder Sturm, ein großes Ungeheuer — und da fuhr der Föhn von den Bergen ins Tal, er tanzte mit alten Tannen, daß sie im lustigen Drehen barsten. Er faßte die Holzhütten, daß die Balken ächzten und stöhnten — der Föhn war's, der Schindeldächer hochriß und in wildem Wirbel mit sich trug — große Felsblöcke riß er los, daß sie in weiten Sprüngen zu Tal holperten.

Wie ein Schlag durchzuckte es Andreas, als das ferne Singen anhub, näher schwoh und zu heulen begann.

Wie ein Schlag durchzuckte ihn der Schreck — und dann ward eine lange Stille. Eine Stille war — sein Herz? — eine Stille — und ein Singen — und tausend Angste krochen hoch, sie legten sich wie ein enger Keil um ihn — die Stille aber wuchs und ward zu einem Rauschen, zu einem wilden Schlagen und Hämmern. Eine wilde Glut ward sie, die in Andreas Zurbuchens Kopf glütete — oh, wie sie brannte! — und da heulte der Föhn durch die Berge, er tanzte mit den Tannen vor seiner Hütte, daß die eine, daß die andere zersplitterte und neben der Hütte durch zu Boden schlug.

Wie in unsagbarem Schreck fuhr Stephan auf — für Augenblicke tastete er nach dem Herzen — wie es laut und jagend schlug! — dann riß er die Fenster auf. Da fuhr der Föhn wilder denn zuvor in den Raum, warf krachend die Türe auf, daß sie splitterte, fuhr durch die Stube als sollte im nächsten Augenblick die ganze Hütte hochgerissen werden — die weiß-grauen Haare des Alten flatterten im Sturm.

Da reckte dieser mit langen Armen hinaus in die tobende Sturmnacht, die Augen starrten groß und weit — und wieder stieg in ihm das Feuer hoch — doch da spielte der Föhn mit der letzten Tanne, er spielte mit ihr, drehte sie in übermütigem Schwung, daß es ihr den starken Leib zerriß — dann aber warf sie der stürmende Föhn auf die Hütte des Andreas Zurbuchen.

Viele Schindeldächer hatte es abgedeckt. Tannen lagen lang hingestreckt, daß das losgerissene Geäst und Geflecht der Wurzeln weit aufstund.

In rohgezimmertem Holzstamm lag Andreas Zurbuchen. Tiefer noch schienen die Furchen seines Gesichtes, die Augen waren geschlossen, Föhnwind küßte sein Gesicht und spielte mit den langen grau-weißen Haaren.

Da man den Sarg auf den Schlitten band und ihm den steinigen Bergweg hinab die Reihe der Bergleute folgten, sang um die Gipfel der ragenden Berge der Föhn.

Am Wege aber lagen die Riesenleiber gestürzter Tannen.

Ostern im Schnee

Von Peter Humbert

In den Schatten der Loge zurückgelehnt saß der greise Dichter, dessen Werk über die Bühne ging.

Es war ein kleines, kurzes Kammerpiel, sein letztes, aber feines seiner bedeutendsten; er hatte es, ganz gegen den herrschenden Zeitgeschmack und seine eigene Gewohnheit, zu sehr ins Sentimental-Romantische hinübergleiten lassen, aber es war köstlich erfunden, köstlich durchgeführt mit aller Meisterschaft des großen Dramatikers und übergossen mit dem Märchenhauche reiner Poesie — eine Frühlingsblüte, die eine noch immer junge Seele unter dem Schnee längst ergrauter Haare hervorgezaubert hatte.

Er nannte es „Ostern im Schnee“, und sein Inhalt war einfach, ja fast arm an äußerer Handlung: etwas von junger Liebe und vom Wasser, das zu tief ist, sodaß sie zusammen nicht kommen . . . Der Bursche geht in die Welt hinaus und ringt mit dem Leben und wird stark und gut, und die Jahre vergehen in glücklicher Kraft und Arbeit, und darob wird sein Haar weiß und seine Stirne faltenreich; und das Mägdlein verbirgt seinen Kummer und geht tapfer durchs Leben, wie der ferne, verschollene Geliebte, und darob wird auch ihr Haar weiß und ihre Stirne faltenreich. Da kehrt der weißhaarige Greis zurück und findet ein weißhaariges Mütterlein und erkennt in ihm die Gefährtin längst vergangener Jugendjahre. Und da geschieht etwas Wunderbares: im gemeinsamen Gedenken versunkener Jugendzeit werden zwei alte Herzen warm und jung, zwei zitterige Hände finden sich und halten sich fest, zwei weiße Scheitel neigen sich zueinander und zwei welke Lippenpaare streifen sich im ersten, späten, scheuen Kuß . . .

Das war das Spiel. Der es erdacht und geschrieben, der lehnte weit in seine Loge zurück und blickte schon lange nicht mehr nach der Bühne.

Es wußte niemand von seiner Anwesenheit. Er war auf kurzen Besuch in die Stadt gekommen und hatte, der Bitte einer befreundeten Dame nachgebend, mit ihr diese Aufführung besucht. Die Dame, die Witwe eines vor wenigen Jahren verstorbenen Literaturprofessors, saß neben ihm, und sie genoß still und glücklich die Lieblichkeit dieses Kammerspiels, den Zauber, dem sich niemand entziehen konnte, und den sie umso stärker auf sich wirken fühlte, je öfter sie das Stück sah.

Nach der Vorstellung fuhr sie in Begleitung des Dichters nach Hause, und zum Abschied bat sie ihn, er möchte sie vor seiner Abreise noch einmal besuchen. Er sagte zu. —

Zur bestimmten Stunde erwartete die alte Dame ihren Gast. Seit dem Tode ihres Mannes lebte sie still und zurückgezogen, Kinder hatte sie keine, und mit Verwandten und Bekannten pflegte sie wenig Verkehr. Langjährige tätige Anteilnahme an den Studien und Arbeiten ihres Mannes hatten ihr reiche Kenntnisse der deutschen Literatur gebracht, und diese waren es, die nun ihren Lebensabend ausfüllten und reich machten. Sie hatte mit allem Verständnis die nachgelassenen Schriften des Professors geordnet, und herausgegeben, was ihr dazu geeignet schien. Und darunter war Verschiedenes gewesen, das sich mit dem Leben und den Werken ihres erwarteten Gastes beschäftigte, denn der Professor hatte in seinen letzten Lebensjahren den Werken des hervorragenden Dramatikers ein besonders liebevolles Studium gewidmet.

Auch jetzt hatte sie eines seiner Bücher hervorgeholt; mit der Beschäftigung mit einem seiner Werke glaubte sie die Zeit bis zu seinem Eintreffen am nützlichsten ausfüllen zu können.

Dann kam er. Sie saßen einander gegenüber auf den samtnen Polsteresseln des kleinen Salons, durch dessen geschlossene Fenster eine noch bleiche, aber schon wohlthuend warme Februarsonne hereinschien. Noch lag draußen der Garten kalt und leblos, aber es war einer jener Vorfrühlingstage, die mit unhörbaren und geheimnisvollen Zungen verkünden, daß ein kommender siegreicher Frühlingstag nicht mehr in weiter Ferne liege. — Sie plauderten, und das Gespräch drehte sich um die letzten Lebensjahre des Professors, in welchem die beiden Männer sich gekannt, und um seine letzten und nachgelassenen Arbeiten, und von da glitt es ganz unwillkürlich auf des Dichters eigene Werke hinüber.

„Herr Doktor“, sagte die Frau Professor — sie nannte ihn mit dem Ehrentitel, den ihm die Universität seiner Vaterstadt verliehen — „mein verstorbener Mann hat immer behauptet, es stecke in Ihren Werken ein ganz besonderes Maß eigenen Erlebens, und es dürfte nicht schwer sein, aus Ihren Büchern Ihre ganze Selbstbiographie herauszulesen.“

„Gewiß“, sagte der Dramatiker, „das mag wirklich der Fall sein. Aber bei manchem andern ebenso sehr wie bei mir. Es schreibt eben jeder darüber, worin er seine Kenntnisse besitzt. Der Arzt, der ein Buch schreibt, schreibt über seine medizinischen Erfahrungen, der Naturforscher über seine Naturwissenschaften, und wir Dichter, die wir über das Leben schreiben, wir stützen uns eben auf unsere Erfahrungen des Lebens, in erster Linie auf unser eigenes Erleben.“